



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 12.

20. Jahrgang.

1918.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Auf dem Wege an die Front.

Von D. Steinhoff.

„Da wären wir also!“ sagten die beiden kupfernen Leuchter. Sie waren soeben auf dem neuen Rathaus in Grimmelshausen von einem alten Fräulein abgeliefert worden und lagen nun mit einer Menge alten Metalls zu einem bunten Haufen aufgetürmt in einem Raum des Erdgeschosses, wo sie der Bestimmung harrten, zu den letzten entscheidenden Kämpfen, die das Vaterland gegen den übermächtigen Feind auszufechten hatte, eingeschmolzen zu werden. Wer von uns hätte sich träumen lassen, daß unser einmal ein solches Los wartete, als wir noch in beschaulicher Ruhe oben auf dem Sekretär in der Stube unserer Herrin standen! Und wie man hier mit uns umgeht! Mir ist ganz wirr im Kopf“, seufzte der eine Leuchter; und der andere jammerte: „Ich komme mir ganz verbeult und zerschlagen vor. Man kann sich vor den Leuten nicht mehr sehen lassen!“

„Wer wird wegen einiger Beulen und Schrammen ein solches Geschrei machen!“ brummte der Wurstkessel, der umgestülpt ruhig in der Ecke stand. „Wenn es hier nur nicht so langweilig wäre, dann könnte man es schon aushalten. Aber seit Wochen mit Krethi und Plethi hier aufgestapelt liegen zu müssen, nichts zu tun zu haben und zu spüren, wie von Tag zu Tag der Glanz schwindet, das ist auch keine Kleinigkeit. Meine Köchin hielt auf mich. Es war ihr Stolz, mich nach jedem Gebrauch wie neu zu putzen. Man konnte sich in mir spiegeln. Ja, es waren schöne Tage in der Küche des Ochsenwirts!“

„Erzählen Sie uns ein wenig. Man vergißt darüber seinen eigenen Kummer. Ich höre für mein Leben gern Geschichten erzählen“, sagte der eine Leuchter.

„Ich auch“, fügte der andere hinzu, denn sie dachten immer dasselbe, weil sie ihr ganzes Leben nie getrennt und überdies Zwillinge waren.

„Ich weiß nur über meine Küche Bescheid und was ich dort in den ungefähr fünfzig Jahren meines Daseins erlebte“, begann der Wurstkessel. „Ich saß fest eingemauert zwischen roten Backsteinen in der einen Ecke der großen Wirtsküche; von dort aus konnte ich die ganze Küche übersehen. Wie ging es da zu, wenn Zwetschenmus gefocht wurde! Was für eine Hitze strahlte ich aus! Wie brodelte es in mir, während die alte Magd mit der Hausfrau abwechselnd zwölf Stunden lang mit einem dicken Stock da Mus umrührte! Und wenn dann die Kinder kamen und jedes einen Löffel voll Mus auf sein Brot verlangte, nur zum Versuchen! Da tat ich meine Pflicht. Oder wenn wir Einquartierung bekamen und für ein paar Duzend Mannschaften ein Essen gefocht werden mußte, da ging es heiß her. Am schönsten aber war doch immer das Schlachtfest. Ich weiß nicht, wie viele ich erlebt habe. Man wird halt alt und kann sich nicht mehr auf alles besinnen.“

„Da haben Sie recht“, warfen die Leuchter ein. „Doch erzählen Sie weiter.“

„Ein großer Augenblick war es besonders für die Kinder“, fuhr der Kessel fort, „wenn beim Wurstkochen der Metzger die Würste mit einem großen Holzlöffel herausfischte und in einen Kübel mit Wasser warf. Dann bekam jedes eine runde Wurst, je nach der Größe eine größere oder kleinere. Kinder waren ja fast immer da, aber ich entsinne mich nicht mehr genau der einzelnen. Zuletzt waren es die Kinder des jetzigen Ochsenwirts, der nun Soldat ist und gegen die Franzosen kämpft. Man hört jetzt wieder viel über Krieg reden, ganz wie in meiner Jugend, als ein Sohn des damaligen Ochsenwirts in einen Krieg zog. Es ging dazumal auch gegen die Franzosen. Er kam nicht wieder. Da war große Trauer im Hause“, fügte der Wurstkessel nachdenklich hinzu.

„Sie wecken alte Erinnerungen in mir“, sagte der eine Leuchter. „Ich könnte Ihnen viel erzählen; aber Sie müßten es sich schon gefallen lassen, daß ich ein wenig weiter zurück greife als fünfzig Jahre, in jene unvergeßliche Zeit, als unsere Herrschaft noch jung war, und dann der große Krieg allem Glück ein so jähes Ende bereitete.“

„Erzählen Sie nur. Ich höre gern von alten Zeiten reden“, sagte der Kessel.

„Nun also“, begann der Leuchter. „Ehe unser Fräulein uns heute früh hierher brachte, standen wir oben auf dem alten Sekretär dicht neben der goldenen Uhr, über die eine große Glasglocke gestülpt war. Sie war so vornehm, daß sie kein Stäubchen vertragen konnte. Nur alle vierzehn Tage wurde die Glasglocke abgehoben und die Uhr aufgezo-gen; dann ging sie wieder mit neuer Kraft und ließ ihre feine Glockenstimme regelmäßig hören. Das war ein Genuß, der uns jedesmal innerlich erschauern machte, so oft des Tages auch die Stimme ertönte. Es war wie Silberklang. — Silber ist feiner als Kupfer!“

„Wohl, wohl“, meinte der kupferne Kessel, „aber nicht so dauerhaft und nützlich. Ich habe noch nie gehört, daß es silberne Wurstkessel gäbe.“

„Darauf kann ich nichts sagen. Ich weiß nur so viel, daß wir wie Gold glänzten und alle unsere Verzierungen so recht zur Geltung kamen, wenn unsere Herrin uns gepuht hatte“, sagte der Leuchter. Aber sei dem, wie es wolle. Ich möchte nicht eitel oder hochmütig erscheinen, wenn ich die Ansicht ausspreche, als stünde unser kupfernes Geschlecht jetzt hoch im Ansehen. Wie ich gehört habe, braucht man uns zur Errettung des Vaterlandes; aber wie das zugehen soll, das ist mir noch dunkel.“

„Es sieht nicht danach aus, als ob man uns große Ehre antun wollte“, warf der Kessel ein. „Ich stehe hier nun seit Wochen mit vielen meinesgleichen, aber außer daß man uns immer enger zusammenschiebt und alles mögliche

Gerümpel, wie verbogene Messingstangen, unbrauchbar gewordene Lampen, ausgeleierte Türklinen und dergleichen mehr auf uns häuft, kümmert sich keine Seele um uns.“

„So viel ich gehört habe“, begann der andere Leuchter, der bisher geschwiegen hatte, „sollen wir eingeschmolzen werden. Danach schickt man uns in den Krieg. So etwas sagte der Beamte, dem uns unsere Herrin ablieferte. Sie wollte das Geld nicht annehmen, das er ihr für uns bot. Sie sagte, sie sei zu alt, um mit ihren schwachen Kräften dem Vaterland dienen zu können, so wolle sie ihm alles opfern, was sie an Wertsachen habe. Noch gestern Abend leuchteten wir ihr, als sie aus einer kleinen Schublade des Sekretärs viele Gold- und Silberfachen nahm, um auch sie hierher zu bringen. Ich sah Tränen in ihren Augen, während sie einen alten Ring an die Lippen drückte. Dann wickelte sie ihn mit den anderen Sachen in feines Seidenpapier.“

„Das war einer von den Eheringen ihrer Eltern“, ergänzte der erste Leuchter das Gesagte. „Laß mich nun weiter erzählen, was es mit ihren Eltern auf sich hat. Mir fällt alles ganz deutlich wieder ein, obwohl es schon so lange her ist. — Es war im ersten Jahre, nachdem sie ihren Hausstand gegründet hatten. Wir als altes Familienerbstück hatten schon damals unsern Platz oben auf dem Sekretär. Und abends, wenn unser Herr, den sein Bursche Herr Hauptmann nannte, vom Dienst heimkam, setzte er sich mit seiner jungen Frau an das alte Tafelklavier, und sie spielten miteinander, daß das Klavier nur so bebte und die Lichter Tränen vergossen, die heiß an uns herunterliefen. Wir standen zu beiden Seiten des Notenpultes, so konnten wir alles beobachten. Manchmal machten die Spieler lange Pausen zwischen den Stücken, dann küßten sie sich. Nach einer Weile wand sich die junge Frau aus den Armen ihres Mannes und sagte: „Sieh nur, Liebster, wie du wieder draufgeschlagen hast, das ganze Klavier ist vollgetropft von Stearin!“ Worauf er sagte: „O, du kleine Pedantin! Das kratzt man morgen wieder ab. Nun sing mir noch ein Lied.“ Und dann sang sie so wunderbar schön, und er begleitete so fein und zart dazu, daß es eine Lust war zuzuhören. Wir verstehen uns darauf, denn wir sind sehr musikalisch: wenn man uns leise aneinander stößt, dann erklingen wir beinahe wie die silberne Glocke in der Uhr. Als unser Fräulein noch ein ganz kleines Mädchen war, da machte sie auf diese Art manchmal „Musik“ mit uns, wie sie es nannte. Später lernte sie auch Klavier spielen, das klang anfangs nicht so schön, als wenn ihre Eltern spielten. Als dann ihr Vater ins Feld zog und nicht mehr heimkehrte, da saß sie an dem Platze, den sonst die Mutter einnahm, und die Mutter an dem des Vaters. Aber so schön wie ehemals klang ihr Spiel nicht. Die Mutter mußte sich manchmal Tränen wegwischen, dann wurde auch das kleine Mädchen traurig und wollte nicht weiter spielen. Aber die Mutter ermahnte sie sanft: „Komm, mein kleines Mädchen, mußt tapfer sein, wie dein Vater es war. Nun wollen wir sein Lieblingsstück spielen! Dies Stück ist auch das Lieblingsstück des kleinen Mädchens geworden, und sie hat es oft und oft gespielt, als die Mutter von ihr gegangen und sie schließlich ganz allein geblieben war.“

„Ja, wir wissen das Stück auswendig“, fügte der andere Leuchter hinzu. „Es klang so frisch, so tapfer, als wenn ein Reiterregiment in den Krieg zieht. Wie oft hörten wir es die Regimentsmusik spielen, wenn sie am Hause des Hauptmanns vorbeizog! Jetzt ist es so still geworden in den Straßen. Außer wenn Jung-Deutschland mit Trommeln und Pfeifen vorbeimarschiert, hört man nur Lieder singen, die alten Lieder von dazumal, aber auch viele neue.“

„Es mögen ja ganz schöne Lieder sein, die man heutzutage singt“, ließ sich plötzlich ein zinnerner Humpen vernehmen, der mit mehreren Zinnkrügen auf dem großen Tisch mitten im Zimmer stand. „Was sind solche Lieder gegen die alten Landsknechtlieder, die man in meiner Jugend zu Becherklang und Würfelspiel sang! Das dröhnte nur so, wenn der Wachtmeister dann auch noch mit beiden Fäusten auf den Tisch trommelte. Und wenn dann alle Becher auf das Wohl ihres Anführers tranken und die

Becher zusammenklirrten, dann gab das einen anderen Ton als euer mattes Gefäusel. Schön war es zwar nicht, wenn das Trinkgelage schließlich in wüste Rauferei ausging und die Becher sich mit den Krügen die Köpfe einschlugen oder selbst unter den Tisch fielen, wo sie liegen blieben, bis sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten. Zu meiner Ehre muß ich sagen, daß ich nie unter den Tisch kam; ich blieb aufrecht auf dem Tisch stehen und wurde immer in größerem Ansehen gehalten als die gewöhnlichen Krüge. Und je älter ich wurde, um so mehr schätzte man mich, wenn ich auch öfter in andere Hände kam. Es mögen jetzt mehr als zweihundert Jahre her sein, da stand ich in einer Ratsherrenstube oben auf dem Gesims und wurde nur bei besonderen Anlässen heruntergenommen. Damals hörte man auch viel von Krieg und Kriegsgeschrei; es war große Not im Lande, denn ein feindlicher Feldherr, Mélac hieß er, wütete mit seinen Heerscharen wie der leibhaftige Teufel in Städten und Dörfern; er verbrannte die stärksten Burgen, und da, wo seine Truppen gehaust hatten, wuchs kein Gras mehr. Was habe ich nicht alles mit ansehen müssen, als der Mélac auch unsere Stadt in seine Gewalt bekam. Ich könnte viel davon erzählen; aber wozu diese schlimmen Erinnerungen nochmal auffrischen, wo wir jetzt einer so ungewissen Zukunft entgegengehen! Denn wie ich aus den Reden im Ratsherrenzimmer gehört habe, sollen wir, d. h. ich und alle, die wir von reinem Metall sind, eine Umwandlung erfahren, die uns das Leben kostet, und die dazu dienen wird, die Nachkommen des schrecklichen Mélac zu bekämpfen. Man will uns zu Kanonen, Gewehren und Patronen und anderem Kriegsgerät umgießen. Wie das sein wird, weiß ich nicht. Aber innerlich froh bin ich, solchen Todes sterben zu dürfen! Es ist gleichsam ein Soldatentod, von dem ich gerade in den letzten Jahren wieder ein so herbewegliches altes Lied habe singen hören, wenn unsere Feldgrauen, wie die Soldaten heutigen Tages heißen, um den Ratsherrentisch herumsaßen und zum Abschiedstrunk noch ernste und heitere Lieder sangen.“

„So geht es uns also ans Leben?“ fragten erschrocken die beiden Leuchter und der kupferne Kessel, die den Erzählungen des Humpens mit größter Spannung gelauscht hatten.

„Ich denke wohl“, erwiderte dieser. „Sollen wir etwa drauf warten, daß es dem Vaterlande so gehe wie zu Mélacs Zeiten? Ich für meinen Teil möchte dann nicht mehr leben.“

„Sie machen uns bange“, sagten die Leuchter. „Wir entsinnen uns nicht solcher schrecklichen Zeiten. Aber so viel ist gewiß, daß wir gern unser Leben lassen wollen, wenn es für das Vaterland notwendig ist. „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!“ so hieß es in dem Liede, das die Kinder zur Zeit unseres Hauptmanns tagtäglich in den Straßen sangen. Das Vaterland mag ruhig sein, wir sind bereit!“

„Ja, das sind wir!“ ging es wie ein Klirren und Tönen durch den ganzen Haufen alten Metalls, als eben ein schwerer Kraftwagen in den Hof des Rathauses hereinfuhr, so daß das ganze Haus erbebt. Mitten auf dem Wagen stand eine Glocke, mit Eichengrün umkränzt und mit deutschen Fahnen geschmückt. Rund um den Wagen hatten sich alle Einwohner der Stadt versammelt. Dann stimmte Jung-Deutschland ein Abschiedslied für die Glocke an, und die ganze Gemeinde sang mit. Die Frauen weinten, und die Männer und Greise blickten ernst, aber getrosteten Mutes drein. Der Pfarrer und der Bürgermeister hielten jeder eine Rede, in der sie mit Dank alles dessen gedachten, was die Glocke der Stadt in Freund' und Leid gewesen war während der vielen Jahre, die sie oben im Glockenturm hing. Darauf schlug der Mesner noch einmal mit dem Klöppel gegen die Glocke, daß es erklang wie ein Versprechen, ihre Sache gut zu machen und den Feind so schlagen zu helfen, daß sie, neuerstanden, bald wiederkommen und in langen Friedensjahren oben im Kirchturm ihres Amtes walten könne. Dann holte man aus dem Erdgeschoß des Rathauses die dort harrenden Metallfachen und lud sie auf den Lastwagen. Und als jedes Stück seinen Platz neben der Glocke gefunden hatte, fuhr der Wagen seine kostbare Last ihrer Bestimmung entgegen.

Beleuchtung unserer Wohnräume in früherer Zeit.

Von J. B. Laßleben.

Meine Erinnerung reicht bis zum Jahre 1870 zurück. Damals hatte man im Haushalte bei uns auf dem Lande schon die gewöhnlichen Zündhölzchen, während die Raucher sich fast durchgängig noch des Schlagfeuerzeuges bedienten und dieses, bestehend aus Feuerstein, Schwamm und Schlageisen, stets in der Westentasche bei sich trugen. Beim Gebrauche wurde ein Stückchen Schwamm auf den Stein gelegt und solange an dessen scharfe Kante geschlagen, bis der Schwamm Funken fing und zu glühen begann. Er wurde dann in die Pfeife gelegt und setzte beim Rauchen gar bald den Tabak in Brand.

Die Feuerchwämme wurden aus den großen harten an den Buchen und Eichen wachsenden Schwämmen durch Auskochen in Lauge und Salpetersäure und Mörbellopfen gewonnen.

Im Haushalte verwendete man aber statt des Schwammes meist den Zunder, denn dieser war viel leichter herzustellen als jener, auch war das hierzu erforderliche Material in jeder Familie vorhanden.

Ich wüßte nicht, wie dieses für die Lichterzeugung so notwendige Mittel bereitet wurde, wenn nicht im Jahre 1882 in der Präparandenschule zu Regensburg mein verehrter Lehrer im Deutschen, der damalige Inspektor der Anstalt, Michael Schimhammer (geb. zu Schwarzenfeld), einen Aufsatz über Lichterzeugung behandelt hätte, den ich mir bis zum heutigen Tage bewahrt habe. Später habe ich auch mit einer meiner Nachbarinnen, einer alten Frau, darüber über Zundergewinnung gesprochen und von ihr die gleiche Schilderung erhalten.

Zunder war nichts anderes als verkohlte Leinwand. Man verwendete dazu schadhafte linnene Lappen, die man anzündete, mit dem Kochlöffel emporhob, daß sie möglichst rasch an allen Stellen in Brand gerieten. In einem Tiegel oder Pfännchen erstickte man dann schnell mit einem gut schließenden Deckel die Flamme, damit die Leinwand nicht völlig verbrannte und in Asche zerfiel. In einem recht trockenen Orte, meist auf dem großen Kachelofen wurde das Zundergeschwür aufbewahrt.

Außer Zunder, Feuerstein und Stahl braucht man zur Lichterzeugung noch Schwefelhölzchen. Auch die machte jede Hausfrau selbst. Stangenschwefel bekam man damals in jedem Krautladen. Ein Stückchen davon wurde in einem Löffel, dem sog. Schwefellöffel, geschmolzen und etwa bleistiftlange aus dünnen Spänen geschnittene Hölzchen meist an beiden Enden (damit man sie zweimal gebrauchen konnte) in die weiche Masse getaucht und die Schwefelhölzchen waren fertig. Auch sie verwahrte man an einem trockenen Orte zum Gebrauche.

Wollte man Licht haben, so wurde mit dem Stahl über dem Zunder so lange an den Feuerstein geschlagen, bis einer der davon sprühenden Funken im Zunder eine glühende Stelle verursachte. An ihr setzte man die Schwefelmasse eines Hölzchens in Brand, wodurch dieses selbst zu brennen begann.

Das Ende der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erfindete Reibfeuerzeug hat das Schlagen des Feuers verdrängt. Im Jahre 1832 wurden die Zündhölzchen Handelsartikel. Sie wurden aber von der ländlichen Bevölkerung mit großem Mißtrauen empfangen, da sie als gefährlich galten. Auch empfand man das Knistern beim Anbrennen unangenehm. Die Zündhölzchen waren anfänglich bedeutend länger als die unsrigen, auch wurden sie in größeren zum Tragen unbequemen Schächteln verpackt. Bald machte man aber die Hölzchen kürzer und die Schächteln kleiner, bis sie nach und nach die Form erhielten, welche sie jetzt noch haben. In den Schwedenhölzchen erreichten sie die Stufe ihrer Vervollkommenung.

Von den neueren Feuerzeugen, bei denen meist durch Reibung in Benzin getauchte Döchte oder Stifte zur Entzündung gebracht werden, sei hier ganz abgesehen; sie sind nicht allgemeine Gebrauchsgegenstände geworden.

In der frühesten Zeit erfolgte die Beleuchtung der menschlichen Wohnräume von der Herdstätte aus. Aus dem Feuerbrand, mit dem man wohl einem Gaste heimleuchtete, entwickelte sich die Kienfackel und daraus, weil Fettholz nicht immer zur Verfügung stand, das Spanlicht, wozu meist Föhrenholz, im Böhmerwalde jedoch auch Birkenholz verwendet wurde.

In manchem Bauernhause gewahrt man noch über dem Ofen etwa 30 cm unter der Weißdecke zwei Paar eiserner Ringe, durch die zwei hölzerne Stangen gezogen sind. Diese werden jetzt vielfach zum Trocknen kleiner Wäsche benützt; früher bewahrte man darauf die Späne oder Schleifen auf, damit sie recht dürr wurden und beim Gebrauche leicht anbrannten.

Die Sorge für die Späne oblag den männlichen Hausbewohnern. Sie mußten sorgsam beim Aufmachen des Brenn-

und Bachholzes die „schleifigen“, d. h. leicht zu spaltenden abstreifen Föhrenscheller und Prügel aus, die in kleine Teile zerflocken, gepulvt und meist an beiden Enden so zubehauen wurden, daß sie hier eine Art Schneide bildeten. Diese so zubereiteten etwa 1 m langen Holzstücke nannte man Spanscheiteln. Das beste Material lieferten gerade gewachsene Föhren mittleren Alters. Für Gefälligkeiten wurde gar oft von den Bauern eine „Spanzieche“ erbeten und gegeben.

Am müßigen Tagen machte der Bauer oder der Muhl, solange dieser noch rüstig genug war, sitzend auf der Bank am warmen Ofen, Späne. Sie bedienten sich hierzu eines kräftigen Messers, des sog. Spanschniters. Recht dünne glatte Späne am ganzen Scheit herunterzuschneiden zu können, das war ihr Stolz. Waren einige hundert Stück fertig, so wurden sie mit einem kurzen Strohband in etwa 20 cm dicke Büschel zusammengebunden. Diese wurden unter dem Dache aufbewahrt.

Brauchte man Späne, so kamen sie auf die schon erwähnten „Ofenstangen“. Man bediente sich ihrer zum Einheizen und zur Beleuchtung. Zu letzterem Zwecke wurden sie in einen einfachen, meist tragbaren und auf verschiedene Höhe stellbaren hölzernen Leuchter gesteckt, der zum Halten der Späne mit einer Vorrichtung aus Eisen versehen war. Eine Person mußte sich immer in der Nähe des Lichtes aufhalten, um es zu pugen, wenn es schlecht brannte. Die abfallenden Kohlen und Aschenbestandteile wurden durch einen Korb oder sonstiges Behältnis aufgefangen. Obwohl es wegen der Feuergefährlichkeit verboten war, wurden die Späne fast allenthalben auch in den Viehställen gebrannt. Mancher Feuerschaden wurde hierdurch verursacht, weshalb die Gendarmerie verpflichtet war, in dieser Hinsicht besonders wachsame Augen zu haben.

Mit einigen Spänen kochten die Mütter, wenn sie es eilig hatten, auch ihren Kleinsten vielfach das herkömmliche Mus (Milchbrei). Hierbei steckten sie meist den Stiel des Pfännleins in den Spalt zwischen Bank und der allgemein darunter sich befindlichen Nagelschublade, hielten mit der Linken die brennenden Späne unter das Pfännchen und rührten mit der Rechten den Brei, der in einigen Minuten fertig war.

Die Späne waren auch ein beliebtes Mittel, die Kleinen zu strafen, sie eigneten sich hierzu auch nicht übel, denn sie machten einen hübschen Spektakel ohne einen besonderen körperlichen Schaden zu verursachen.

Die uralte Wasilbäuerin von See legte sich gar zum täglichen Abendgebet eine Handvoll Späne zurecht. Wenn nämlich ihre Ehegatten während des Gebetes einschliefen, schlug sie jedesmal mit den Schleifen auf den Tisch, daß die Dienstboten erschreckt aus ihren Träumen aufwachten und mit ihrem Geiste wieder zur Hausandacht zurückkehrten.

Knacknuß.



Die ersten dreißig Einsender der richtigen Lösung dieser Aufgabe sollen in der nächsten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ genannt werden. Einfendungen, die nach Mittwoch dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.

*) D. i. durch die eisernen Ofen geschobene Stangen.

Gretel und die Fliege.

Liegt klein Gretel in der Wiege;
Mit dem dicken Fäustchenpaar
Will es fangen eine Fliege,
Die ihm summt ums Lockenhaar.

Doch es will ihm nicht gelingen;
Summ, summ, summ, die Fliege macht.
Gretel scheint's ein lustig Singen,
Freut sich dran und kräht und lacht.

Miezefächchen kommt gegangen,
Sieht dem Spiel ein Weilschen zu,
Hat die Fliege sich gefangen,
Frißt sie auf und schnurrt dazu.

Johanna Weiskirch.

Im Kleinen das Große sehen!

Große Naturerscheinungen, die wir nicht überblicken können, da sie sich über zu weite Landgebiete erstrecken; deren Entstehung wir nicht verfolgen können, da diese sich nur in Jahrtausenden vollenden konnte — wir können sie in den kleinen Dingen der heimischen Natur täglich wiederfinden. Als geschwisterloses Kind von sechs Jahren kam ich aus der großen Stadt auf das Land, wo ich im Walde und auf der Wiese viel mir selbst überlassen blieb. Beobachtungen, Vergleiche begannen sich in mir zu regen. In den dunklen Winterstunden hatte mir der Vater, der lange Zeit in Ägypten gelebt hatte, viel vom Nilstrom, seinem Wirken und seiner Eigentümlichkeit erzählt. . . . In der Nähe unseres ländlichen, waldumrauschten Hauses nun lag ein Teich, in den ein kleiner Waldbach mündete. In dieser Mündung befand sich ein Brückchen und auf diesem stand ich täglich und betrachtete traumverloren den im Mittagslicht flimmernden Teich unter dem hellen Buchengrün — und meine Phantasie sah in dem Teich alsbald das Mittelmeer, in dem kleinen Bach den Nil! Je mehr ich verglich, desto mehr Ähnlichkeiten sah ich da im Kleinen! Die Ufer des Bächleins zeigten schlammige Ablagerungen, auf denen in jedem Frühling neues, saftiges Grün wucherte, Brunnenkresse, Butterblumen und Vergißmeinnicht. Darüber hinaus aber sah ich nur harten, kahlen Boden, auf dem nur wenige unscheinbare Pilze und Moose gediehen. „Ägypten“ — nannte ich den Landstreifen, den der Bach durchfloss; da gab es aber auch Gosen, Sinai und Wüstengebiet — im Kleinen! „Gosen“ war eine üppige Wiese zur Rechten des Baches; der „Sinai“ war nichts als ein Hügel von Steingeröll und Rankenwerk und die „Wüste“ endlich wurde dargestellt durch ein paar kahle, sandige Hänge links vom Bache. All dies war mehr oder minder Phantasie — sehr charakteristisch aber war das Delta des Baches, welches dieser nach und nach im Laufe der Jahre vor seiner Mündung im Teiche anschwemmte! Hier sah man wirklich im Kleinen das Große! Nach fünfzehn Jahren etwa — ich war unterdessen groß geworden, in die Welt hinausgegangen und an meinen Teich zurückgekehrt — hatte sich der Boden des kleinen Bachdeltas schon so vergrößert und verdichtet, daß üppige Pflänzchen darauf zu wachsen begannen, während der Bach selbst in drei dünnen Wasserarmchen durch sein Delta in den Teich rann. Es zeigte sich hier also im kleinsten Maßstabe dasselbe Naturgesetz, welches auch Ägyptens fettes Ackerland und sein Delta gebildet hatte! Solche Parallelen lassen sich allerorten finden. Geht hin und suchet sie — die Freude an der Natur wird

um so tiefer in euch werden und erstarken. Es gibt nichts Lehrreicherer und zugleich Erfreulicherer als solche kleinen Erlebnisse in der Natur!

Dorothea G. Schumacher.

Wie alt ist der Hausesel?

Im allgemeinen ist man geneigt, das Pferd, das den Menschen schon früh wichtigste Dienste leistete, auch zu unsern ältesten Haustieren zu rechnen. Wie nun aber der Prometheus hervorhebt, ist die Domestikation des Esels viel früher erfolgt, als die des Pferdes, das jedenfalls als Haustier vor 2000 v. Chr. noch nicht bekannt war. Eine Schieferplatte aus dem alten Ägypten, die vermutlich noch vor 3200 v. Chr. entstanden ist, zeigt neben Kind und Schaf auch den Esel abgebildet, der demnach also 11/2—2 Jahrtausende früher als das Pferd schon als Haustier Verwendung gefunden haben muß. Die Darstellung läßt deutlich erkennen, daß der ägyptische Hausesel, der von Ägypten sicher nach Westasien gekommen ist, der wenig veränderte Nachkomme des nubischen Wildesels ist, während der Wildesel der afrikanischen Somaliküste nur selten in der Rasse unserer Hausesel wiedergefunden wird. Ein sehr lebendiges Mosaik der römischen Stadt Hippo Regius aus der nachchristlichen Zeit, das den Gang und die Jagd von Straußen, Antilopen und wilden Eseln darstellt, weist übrigens darauf hin, daß im Atlasgeb. et Nordw.-afrika noch eine andere Eselrasse des afrikanischen Esels lebte, die an den Somaliesel erinnert und sicherlich auch mit dem von Osten kommenden Hausesel gekreuzt wurde.

Walfische im Kampf gegen Seefische.

Daß auch der meist für friedlich gehaltene Walfisch keineswegs kriegerischen Eigenschaften bar ist, beweist eine in der Schiffsfahrtszeitschrift „Marina mercantile Italiana“ veröffentlichte Zusammenstellung von Angriffen, die durch Walfische auf Schiffe ausgeführt wurden. So erzählt das Blatt, daß im Jahre 1820 ein Walfisch einem Walfangschiff gegenüber die Offensive ergriff, und zwar mit solchem Erfolge, daß das Schiff bald sank und einige Mitglieder der Besatzung den Tod in den Wellen fanden. 1875 wurde sogar ein Passagierdampfer, nämlich die der Cunard-Linie gehörige „Soythia“, von einem Walfisch angegriffen. Bei diesem Kampf wurde eine Schraube des Schiffes abgebrochen, doch hatte der Angreifer dabei eine so erhebliche Verwundung erhalten, daß man ihn später tot fand und siegreich zum nächsten Hafen schleppte. Der Fisch hatte eine Länge von nicht weniger als 29 Meter. Im Jahre 1894 kenterte das dänische Segelschiff „Anna“ infolge eines Walfischangriffes, und die Mannschaft konnte sich mit Mühe durch die Rettungsboote vor dem Zugrundegehen bewahren. Weiter wurde im Jahre 1902 ein anderes Segelschiff durch einen Walfisch zum Kentern gebracht, im Jahre 1903 sogar ein kleiner Dampfer auf diese Weise versenkt. Schließlich wird darauf hingewiesen, daß sogar der bekannte deutsche Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ einmal von einem Walfisch angegriffen wurde. Dem großen Schiff konnte dabei nichts geschehen, aber ein äußerst starker Ruck war deutlich festzustellen gewesen.

Militärmusik bei den alten Griechen.

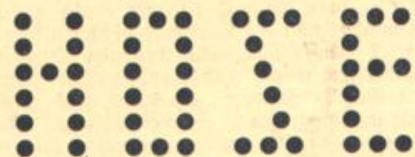
Die Militärmusik hat zu allen Zeiten eine große Rolle gespielt, im Altertum eher eine noch größere als heute, da sie unmittelbar in den Kampf eingriff. Die Griechen marschierten unter den Tönen der Flöte gegen den Feind, die Kreter marschierten unter den Klängen der Leier, die Spartaner beim Klang einer Art Pfeife, während die Sizilianer ein Schlaginstrument mit zwei Saiten hatten.



Storch und Frösche.

Die Kinder wählen aus ihrer Mitte einen, welcher den Storch vorstellt, während die übrigen als Frösche gelten. Sie umspringen neckend und scherzend den Storch, verbergen sich vor ihm und lassen sich suchen, während dieser, stets auf einem Beine hüpfend, sich bemüht, ein Fröschen zu fangen. Es dürfen auch zwei oder mehrere Störche gewählt werden, je nach der Menge der Spielenden. Derjenige, welchen er erhascht, wird Storch. S. v.

Knopflege-Aufgabe.



Durch Umlegen von 12 Knöpfen und Hinzufügen von einem Knopf ist die Hofe in ein anderes Kleidungsstück zu verwandeln.

Suchbild.



Wo ist die zweite Pilzsucherin?

Auflösung des Suchbildes in Nr. 11.

Dreht man das Bild links, so erscheint der Obstpfücker zwischen den beiden Körben rechts und den Sträuchern.